

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 3 (1908-1909)

Heft: 4

Artikel: Die "Jungfrau" und die Jungfraubahn

Autor: Hügli, Emil

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-747956>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schon wacker über den schnellen Erfolg ihrer Mahnstimmen gefreut, tobt förmlich. Sie zittert, wütet, geifert. Ja, klang das nicht sogar wie ein Schlag? — Und das Cello schluchzt über den hoffnungslos verlorenen Wildfang. Die Schwester sogar möchte jede Gemeinschaft mit der Entarteten aufheben. Mit einem verächtlichen Ruck läßt sie sie los.

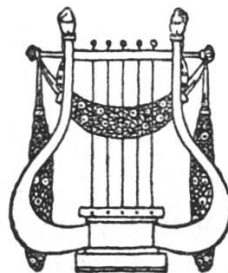
„Teri, teri!“ Das klang nun aber schon viel sicherer, beinahe trotzig. Plötzlich hört das Toben auf. Die drei keifenden Weiber sehen verwundert auf die erste Violine. Die steht auf einmal da, als existierten die andern nicht. Sie ist wieder sie selbst: Gerötete Wangen, ein kochender Puls, ein wildwogender Busen und endlich ein glockenreines, herrliches: „teri, teri, terä!“ Es klingt, als gösse sie ein ganzes Meer von Jugend in diesen Ton.

Ringsum noch sprachloses Staunen! Verwirrt, unsicher schaut die zweite Violine nach ihren Verbündeten. Das Feuer der Schwester begeistert sie, reißt sie ungestüm mit: Ist sie ja doch auch noch jung! — Und sie singt mit! — Da wird auch die weinerliche Dame Cello bewegt. War's die Wirkung überströmender Jugend vor ihr oder war's Erinnerung an verfllossene, schöne Stunden? Genug: sie stimmt freudig mit ein.

Was hilft nun der Bratsche das mürrische Schweigen? So ganz zur Seite gestellt will sie denn doch auch nicht sein! Sie lebt doch und möchte es zeigen. Der Ton sagt ihr zwar durchaus nicht zu. Und so brummt sie, wenn auch ein wenig mißmutig, so doch: „teri, teri, terä!“

Wie die erste Violine in maßloser Freude jubelt: „teri, teri, terä!“
Und noch einmal, und immer wieder: „teri, teri, terä!“

W. Schäfer.



Die „Jungfrau“ und die Jungfraubahn.*

Als Richard lich bei einem Trunk erfrischt
Und unter all die Harrenden gemilcht,
Die Gipfelfahrer und die Bergbelfeiger,
Klomm hoch empor sein Blick zum Itoz'gen Eiger,

* Aus der Dichtung: „Die Jungfrau“, die auf Weihnachten 1908 im Verlag von W. Schäfer in Scheuditz-Leipzig erscheint.

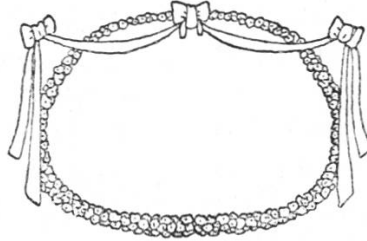
Empor die Schwarze, Schneegelheckte Wand,
 An deren Fuß der kleine Bahnhof stand;
 Allein nicht „Mönch“, nicht „Eiger“ hieß das Wort,
 Das hier durch alle Sprachen immerfort,
 Heimlich und fremd an seine Ohren tönte —
 Die „Jungfrau“ war's, der die Begeißrung fröhnte,
 Ihr galt die heißeste Bewunderung,
 Der durst'ge Sehnsuchtsblick von Alt und Jung;
 Und wo sich rühmend öffnete ein Mund,
 Da gab er ihren stolzen Namen kund.
 Fürwahr, so wie der Raum von ihrem Hoheitsbild,
 So ist die Luft durchblitzt von ihrer Glorie Schild,
 Ein jedes Auge, selbst von kleinerm Glanz beglückt,
 Zu ihr doch kehrt es wieder, stets erneut entzückt.
 „Die Jungfrau“ heißt das Zauberwort, das hier erklingt,
 „Die Jungfrau“ heißt der Glanz, der alle Blicke zwingt,
 „Die Jungfrau“, „Jungfrau“ immerfort und überall,
 Das ist das Hohelied wie auch sein Echohall!
 Und ob ihr Name auch nicht ausgesprochen wird,
 Er ist es doch, der hier die Lüfte stets durchschwirrt,
 Ob sie genannt wird oder nicht genannt,
 Ihr Bild hält jedes Wesen festgebann't
 Und übt also, vom Ruhm vertaufendfacht,
 Der stillen, großen Schönheit ew'ge Macht.

Und lieb', den Ruhm, der diesem Götterwerk gebührt,
 Den teilt das Menschenwerk, das dessen Namen führt:
 Der kühne Pfad, gesprengt durch Fels und Eis,
 Der Steilweg, wo auf Ichmalem Stahlgeleis
 Die blitzgepeitschten Wagen bergwärts gleiten,
 Empor bis zu der Gletscher weißen Herrlichkeiten,
 Empor, empor den mühsam ausgehöhlten Pfad
 Bis zu des höchsten Gipfels ewig eif'gem Grat.
 Von Menschenmut zeugt manch ein Denkmal märchenhaft,
 Allein nur unerrock'ne Promethidenkraft,
 Des Menschen Promethidentrotz nur durft' es wagen,
 Durch ehernen Granit sich Pfad zu schlagen,
 Sich kühn und furchilos einen Strang zu schmieden
 Bis zu des weißen Godes stillen, großem Frieden.

So hat sich hier der mächt'gen Götterwelt
 Des mächt'gen Übermenschen Gat gefellt,

Und wo nur Fels und Schnee und Gletscher haufen,
 Dort hat sich ohne Schrecken, ohne Graufen
 Das Werk des stolzen Menschen hingelchmiegt —
 Sein Geist er gleicht dem Adler, der zur Sonne fliegt,
 Triumph, so jauchzt er hier, Triumph, ich hab' geliegt!

Emil Hügli.



Umschau

Zürcher Theater. Nun hat auch das Stadttheater seine Pforten dem Schauspiel erschlossen. Am 17. September gelangte als erste Vorstellung unseres im Pfautheater bereits wacker eingespielten Schauspielensembles Shakespeares „Julius Cäsar“ zur Wiedergabe. Vor lauter löblicher Pietät gegenüber dem Text wurde die Aufführung fast viereinhalb Stunden lang, was der geistigen Aufnahmefähigkeit niemals wohl bekommt. Die Regie, die Herr Direktor Reucker mit Liebe und Verständnis führte, darf sich auf den Abend etwas einbilden; denn das Drama schritt in einem höchst stilvollen, das Auge fesselnden Gewande und — in den Volksszenen — mit einer ungemein temperamentvollen Lebhaftigkeit über die Bühne. Selbstverständlich ist es wohl, daß die Forumszene mit ihren zwei Gipfeln, der Rede des Brutus und der des Marc Anton, den stärksten Beifall mobil machte. Der Umschlag in des Mobs Stimmung aus Brutus-Schwärmerei zu Cäsar-Idolatrie wurde von der Regie ebenso klug vorbereitet, wie wirkungsvoll durchgeführt, und der Vertreter des Marc Anton, Herr Koch, entwickelte eine feurige Suada, der man den cäsarfreundlichen, antirepubli-

kanischen Effekt glaubte. Dem edeln Ideologen Brutus, der alles aus Prinzip tut und diesem seine persönlichen Neigungen, ja sein tiefstes Glück starr und unerbittlich opfert, wußte der Inhaber der Rolle keine überzeugende Gestaltung zu verleihen. In der Zankszene im Zelt tritt die herbe Tragik in Brutus am ergreifendsten wohl zutage. An Taktik und Organisation des Kampfes gegen die Rächer von Cäsars Ermordung soll er denken, und dabei muß er entdecken, daß auch in seinem eignen Lager die gemeine Wirklichkeit stärker ist als der reine Idealismus, und über all seinem Denken und Tun liegt die schwere, dunkle Wolke der Trauer um die gewaltsam abgeschiedene Portia, und doch darf er dieser Trauer nicht nachhängen, und so ist sein Geist verbittert und sein Herz voll Ekels, und man empfindet deutlich, daß dieser Mann den harten Realisten gegenüber von vornherein verloren ist. Diese Tragik des prinzipientreuen Idealisten in einer Welt der Egoisten und Strebereien muß man hier deutlich durchfühlen, um des Dualismus zwischen Cäsar und Brutus, der das ganze Drama beherrscht, in seiner vollen Energie bewußt zu werden. Das blieb der Darsteller des Brutus uns schuldig.